

Einige Überlegungen zur Handlungstheorie

G. Rohwer, Februar 2006

Anlass der folgenden Überlegungen ist ein Aufsatz von C. Kroneberg, in dem der Autor versucht, im Anschluss an Arbeiten H. Essers ein „allgemeines Modell des Handelns“ zu entwickeln (Kroneberg 2005). Da man menschliches Handeln aus unterschiedlichen Perspektiven und im Hinblick auf eine Vielzahl verschiedener Fragestellungen thematisieren kann, glaube ich, dass bereits die Zielsetzung – eine „allgemeine Handlungstheorie“ – verfehlt ist (es ist in diesem Zusammenhang auch bemerkenswert, dass weder von Kroneberg noch in den Beiträgen Essers, auf die er sich bezieht, Handlungszusammenhänge thematisiert werden, an denen mehrere Akteure beteiligt sind); insofern erübrigt sich auch eine Kritik des Anspruchs. Stattdessen möchte ich einige Überlegungen entwickeln, aus denen sich einige m.E. interessante Kontraste und Widersprüche zum theoretischen Ansatz der Modelle von Kroneberg und Esser ergeben. Die Überlegungen gliedern sich in folgende Abschnitte:

1. Soziologische Ausgangspunkte.
2. Festlegung von Tätigkeiten durch Aufgaben.
3. Unterscheidung von Aufgaben und Frames.
4. Kompetenz und Habitualisierung.
5. Situationen und Entscheidungen.
6. Entscheidungen, Absichten und Pläne.
7. Relevanz von Handlungszusammenhängen.
8. Zum Verständnis rationalen Handelns.

1. Soziologische Ausgangspunkte. Eine interessante soziologische Idee zur Handlungstheorie besteht darin, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen Menschen leben, nicht nur äußere Bedingungen – „Gelegenheitsstrukturen“ – für Handlungsmöglichkeiten sind, sondern dass sie auch einen Einfluss auf die „Bestimmungsgründe“ von Tätigkeiten bzw. Handlungen haben.¹ Es gibt verschiedene Möglichkeiten, dieser Idee eine etwas genauere Bedeutung zu geben.

- a) Man kann an Sozialisationsprozesse denken, durch die Menschen geprägt werden. Dem entspricht zum Beispiel folgende Bemerkung von Durkheim (1895/1984:105): „Wenn ich meine Pflichten als Bruder,

Gatte oder Bürger erfülle, oder wenn ich übernommene Verbindlichkeiten einlöse, so gehorche ich damit Pflichten, die außerhalb meiner Person und der Sphäre meines Willens im Recht und in der Sitte begründet sind. Selbst wenn sie mit meinen persönlichen Gefühlen im Einklang stehen und ich ihre Wirklichkeit im Innersten empfinde, so ist diese doch etwas Objektives. Denn nicht ich habe diese Pflichten geschaffen, ich habe sie vielmehr im Wege der Erziehung übernommen.“

- b) Man kann sich auf Normen beziehen, durch die Vorschriften formuliert werden, wie sich Menschen – in bestimmten sozialen Kontexten und unter bestimmten Bedingungen – verhalten sollten.
- c) Man kann sich darauf beziehen, dass viele Tätigkeiten aus explizit oder implizit übernommenen Verpflichtungen entstehen. Im Unterschied zu der Überlegung Durkheims geht es in diesem Fall nicht um durch Erziehung erworbene Pflichtgefühle, sondern um Aufgaben, zu deren Wahrnehmung sich Menschen explizit oder implizit verpflichtet haben.

Diese drei Ansätze schließen sich nicht aus; in den folgenden Überlegungen beziehe ich mich hauptsächlich auf die zuletzt genannte Idee.

2. Festlegung von Tätigkeiten durch Aufgaben. Viele Tätigkeiten finden im Rahmen vorgängig definierter Aufgaben statt. Was sind Aufgaben? Man kann zum Beispiel an Arbeitsverträge denken, durch die Aufgaben festgelegt werden. Aber es gibt beliebig viele weitere Beispiele, etwa Hausaufgaben, die Kinder in der Schule bekommen; oder ein Kind wünscht sich eine Katze, und wenn es die Katze bekommt, entstehen zugleich Aufgaben: der Katze Futter zu geben usw.

Für die Theoriebildung ist es zunächst wichtig, zwischen Aufgaben und bestimmten Tätigkeiten bzw. Handlungen zu unterscheiden. Aufgaben sind mehr oder weniger spezifische Festlegungen für zukünftig auszuführende Tätigkeiten. Zum Beispiel gehört es meistens zu den Aufgaben einer Sekretärin, Telefonanrufe entgegenzunehmen; bestimmte dieser Aufgabe korrespondierende Tätigkeiten entstehen jedoch erst, wenn die Sekretärin in ihrem Büro ist und das Telefon klingelt. An diesem Beispiel kann man sich auch verdeutlichen, dass Aufgaben nicht immer in einer Festlegung bestimmter Tätigkeiten bestehen, denn „Telefonanrufe entgegennehmen“ ist keine bestimmte Tätigkeit. Die Formulierung verweist vielmehr auf eine Aufgabe, die – unter bestimmten Bedingungen – durch Tätigkeiten wahrzunehmen ist. Anders verhält es sich jedoch vielleicht bei den Hausaufgaben, die das Kind in der Schule bekommt. Die Aufgabe könnte darin bestehen, einen bestimmten Text sauber abzuschreiben. Dann wird durch die Aufgabe festgelegt, dass eine bestimmte Tätigkeit ausgeführt werden soll. Aber auch in diesem Fall bleibt der konkrete Situationsbezug der als Aufgabe gestellten Tätigkeit weitgehend offen. Wann und wo soll das Kind den Text abschreiben? Das bleibt durch die Aufgabenstellung offen und wird dem Kind überlassen.

¹In diesem Text verwende ich die Begriffe ‘Tätigkeit’ und ‘Handlung’ synonym und setze ein umgangssprachliches Begriffsverständnis voraus.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, dass der Zusammenhang zwischen Aufgaben und Tätigkeiten sehr unterschiedlich beschaffen sein kann. Unterschiede gibt es erstens im Situationsbezug der Tätigkeiten, die durch eine Aufgabenstellung fixiert werden. Ein solcher Situationsbezug kann weitgehend offen bleiben, wie bei den Hausaufgaben, die Schüler in der Schule bekommen; andererseits können auch genaue Festlegungen erfolgen, wie bei der Sekretärin, die ihre Aufgaben zu bestimmten Zeiten in einem bestimmten Büro zu erledigen hat. Ein zweiter Unterschied betrifft den Grad der Selbständigkeit bei der Wahrnehmung der durch eine Aufgabe fixierten Tätigkeiten.

3. *Unterscheidung von Aufgaben und Frames.* Der Aufgabenbegriff weist eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Frame-Begriff auf, der von H. Esser (1996, 2001) zur begrifflichen Grundlegung einer Handlungstheorie vorgeschlagen worden ist und von Kroneberg übernommen wird. Es sollte deshalb überlegt werden, worin die Ähnlichkeit besteht und welche Unterschiede es gibt (sowohl in den Begriffen als auch im handlungstheoretischen Ansatz).

Ausgangspunkt von Essers Überlegungen ist die Feststellung, dass Handlungen stets in einer konkreten Situation stattfinden und in ihrem Ablauf von der Beschaffenheit der Situation abhängig sind. Eine von Esser oft verwendete Formulierung besteht darin, dass Akteure die Situationen, in denen sie sich befinden, „definieren“ und dass es von ihrer „Definition der Situation“ abhängt, welche Handlungen sie vollziehen und wie sie dies tun. An dieser Stelle setzt der Essersche Frame-Begriff ein:

„Die erste Frage bei der Definition der Situation lautet also: Was ist hier los? Was geht hier vor? In welchem „Film“ befinde ich ich gerade? Es geht um die *Rahmung*, um das Framing der Situation. [...] Es geht bei der Rahmung der Situation um die Selektion eines *Modells* der Situation und der damit verbundenen Festlegung des *Zieles*, das jetzt im Mittelpunkt des Interesses und der Orientierung der Akteure steht.“ (Esser 2001: 153f.)

Insoweit gibt es eine gewisse Ähnlichkeit, denn auch Aufgaben legen in gewisser Weise einen Rahmen für Tätigkeiten fest, die – wie alle Tätigkeiten – in jeweils konkreten Situationen stattfinden und in den Details ihres Ablaufs von diesen Situationen abhängig sind. Wenn z.B. die Sekretärin morgens in ihr Büro kommt, hat sie ein Verständnis der dadurch entstandenen Situation; und für ihr Situationsverständnis spielt es natürlich eine wichtige Rolle, welche Aufgaben sie übernommen hat, wozu etwa gehört: Telefonanrufe zu beantworten. Wenn also das Telefon klingelt und sie nicht gerade etwas wichtigeres zu tun hat, wird sie zum Hörer greifen und den Telefonanruf entgegennehmen.

Dennoch gibt es auch einige bemerkenswerte Unterschiede zwischen den beiden Begriffen. Frames werden von Esser als „mentale Modelle“ konzipiert, also als theoretische Konstrukte, die empirisch nicht zugänglich sind. Sie entstehen, wie Esser an einer Stelle schreibt, durch „Gehirntätigkeiten“:

„Das Framing beginnt mit der *Beobachtung* der in der Situation *objektiv* vorhandenen Objekte bzw. deren Eigenschaften. Die Objekte werden zunächst *physisch* wahrgenommen. Im Prozeß der *Kognition* aktiviert und „konstruiert“ das Gehirn danach ein im Gedächtnis des Akteurs gespeichertes mentales Muster, ein bestimmtes inhaltliches *Modell* der Situation. Dieses gedankliche Modell ist der *Frame der Situation*.“ (Esser 2001: 261)

Frames entstehen also durch „Gehirntätigkeiten“. Infolgedessen ist es auch kein offenkundiger Widerspruch, dass Esser annimmt, dass Frames ohne Zutun der jeweiligen Akteure entstehen (Esser 2002); denn Akteure sind begrifflich von ihren Gehirnen zu unterscheiden, und ebenso sind Tätigkeiten, die von Akteuren ausgeführt werden, von „Gehirntätigkeiten“ zu unterscheiden.² Dem entspricht auch Essers Vorstellung, dass Frames „unbedingt“ gelten, so dass es nur durch externe Anreize zu einem Frame-Wechsel kommen kann (Esser 2001: 283, auch bereits 1996: 12). Vielleicht kann man die Begriffsbildung so verstehen: Frames sind diejenigen Aspekte einer Situationsdeutung, die dem, was Akteure in einer Situation denken und tun können, durch ihr Gehirn vorgegeben werden.³

An dieser Stelle geht es mir jedoch nicht um eine detaillierte Diskussion des Frame-Begriffs, sondern ich möchte die Unterschiede zum Aufgabenbegriff verdeutlichen. Solche Unterschiede gibt es in allen eben genannten Punkten:

- Im Unterschied zu Frames handelt es sich bei Aufgaben nicht um fiktive Konstrukte, sondern um empirisch zugängliche Sachverhalte. Man kann feststellen, welche Aufgaben wann, wo, wie und von wem übernommen worden sind.
- Im Unterschied zu Frames entstehen Aufgaben nicht durch „Gehirntätigkeiten“ sondern durch Tätigkeiten von Akteuren. Während sich bei Frames auch ihr Entstehungsprozess einer rein fiktiven Spekulation verdankt, kann man bei Aufgaben empirisch untersuchen, wie sie entstanden sind: Sie werden explizit oder implizit durch Akteure vereinbart, und in vielen Fällen gibt es auch einen Entscheidungsprozess, der solchen Vereinbarungen vorausgeht.
- Aufgaben gelten nicht „unbedingt“. Nicht nur ist es möglich und in vielen Fällen auch erforderlich, bei der Wahrnehmung einer Aufgabe auf die dabei auszuführenden Tätigkeiten und ihre jeweiligen Situationsbezüge zu achten. Da Aufgaben durch Vereinbarungen entstehen, kann man sich ihnen auf unterschiedliche Weisen auch wieder entziehen.

²In einem großen Teil der Esserschen Rhetorik geht die Unterscheidung allerdings wieder verloren, insbesondere in all denjenigen Formulierungen, in denen als Subjekt für die „Definition der Situation“ bzw. Frame-Selektion auf Akteure Bezug genommen wird.

³Allerdings gibt es auch Verwendungen des Frame-Begriffs, die diesem Verständnis widersprechen; man vgl. etwa die Ausführungen von Kroneberg (2005: 350), in denen er davon spricht, dass man sich manchmal Frames „bewusst wählen“ kann.

4. *Kompetenz und Habitualisierung.* Aufgaben sind Festlegungen für zukünftige Tätigkeiten. Dementsprechend wird von einem Menschen, der eine Aufgabe übernimmt, erwartet, dass er die festgelegten Tätigkeiten – abhängig von den zukünftigen, nicht vollständig antizipierbaren Situationen – ausführt. Das wiederum setzt entsprechende Fähigkeiten voraus. Wenn etwa im Arbeitsvertrag der Sekretärin explizit oder implizit festgelegt wird, dass es zu ihren Aufgaben gehört, Telefonanrufe entgegenzunehmen, wird vorausgesetzt, dass sie weiß, wie man dies macht.

Man kann in diesem Zusammenhang den Begriff ‘Kompetenz’ verwenden. Allgemein gesprochen bezieht sich der Begriff auf das Wissen – einschließlich des zugehörigen Könnens –, das einen Menschen in die Lage versetzt (wenn die jeweiligen Umstände dies erlauben), Tätigkeiten im Hinblick auf bestimmte Ziele erfolgreich ausführen zu können.⁴ Worin dies Wissen besteht, hängt im einzelnen von der Art der Tätigkeiten ab. Wenn es sich zum Beispiel um Tätigkeiten handelt, die eine Kooperation verlangen, muss man auch wissen, wie man kooperiert. Sinngemäß lässt sich der Begriff der Kompetenz auf Aufgaben übertragen: er bezieht sich dann auf das Wissen, das erforderlich ist, um die durch eine Aufgabe festgelegten zukünftigen Tätigkeiten erfolgreich ausführen zu können.

Kompetenzen müssen erlernt werden. Dabei sollte betont werden, dass sich das Lernen auf Tätigkeiten bezieht. Man lernt, Tätigkeiten auszuführen. Damit sind Habitualisierungen verbunden. Wenn ein Kind in der Schule schreiben lernt, weiß es anfangs noch nicht, wie man das macht; und selbst wenn der Lehrer erklärt hat, wie man die einzelnen Buchstaben richtig zu Papier bringt, wird es eine Zeitlang dauern, bis das Kind flüssig schreiben kann; zum Beispiel einen Brief schreiben und sich dabei auf den Inhalt des Briefes konzentrieren kann, ohne bei jedem Wort nachdenken zu müssen, wie man es schreibt. Analog verhält es sich beim Lernen aller anderen Tätigkeiten.

Eine Habitualisierung von Kompetenzen sollte deutlich von sogenannten Habits unterschieden werden, die in Teilen der Literatur zur Handlungstheorie diskutiert werden. Zum Beispiel hat Esser (1990: 234) diesen Begriff folgendermaßen erläutert:

„Der Begriff [Habit] wird gerade dadurch definiert, daß es sich um automatische, unreflektierte Reaktionen ohne Ziel-Mittel-Kalkulationen, um eine „more or less self actuating disposition or tendency to engage in a previously adopted or acquired form of action“ (Camic 1986: 1044) handele. Habits sind Bündel sequentieller

⁴Es ist bemerkenswert, dass im Begriff der Kompetenz Wissen und Können eine Einheit bilden. Es verhält sich in diesem Fall gerade umgekehrt, wie z.B. Esser (2001: 146) in folgender Weise nahelegt: „Das Wissen, das die Lebenswelt ausmacht, ist nur ausnahmsweise ein vom Akteur selbst „durchdrungenes“, selbst erworbenes, selbst geprüftes und deshalb genaueres und „objektiveres“ und über die Zusammenhänge besser informiertes Wissen.“ Diese Aussage mag vielleicht für das Wissen eines Soziologen zutreffend sein, der sich über die „Lebenswelt“ aus Zeitungen informiert; für das einer Kompetenz entsprechende Wissen trifft jedoch ziemlich genau das Gegenteil zu.

Reaktionen, die auf bestimmte Umgebungsreize hin ausgelöst werden.“

Offenbar haben so definierte Habits nichts mit einer Habitualisierung von Kompetenzen zu tun. Wenn das Kind schreiben gelernt hat, fängt es nicht an, bei bestimmten Umgebungsreizen Schreibbewegungen auszuführen; es ist dann vielmehr in der Lage, Texte zu schreiben, ohne dabei auf die Details des Schreibvorgangs achten zu müssen.

Ich betone diesen begrifflichen Unterschied, weil einige Autoren (z.B. Esser 1990) die Vorstellung nahelegen, dass viele oder sogar die meisten der „alltäglichen“ Tätigkeiten von Menschen durch Habits bestimmt („gesteuert“) werden. Aber diese Vorstellung ist tatsächlich sehr irreführend. Auch wenn Tätigkeiten infolge habitualisierter Kompetenzen mehr oder weniger routinemäßig durchgeführt werden, handelt es sich meistens (von Grenzfällen abgesehen) nicht um Habits. Deshalb möchte ich noch einmal betonen: Durch eine Habitualisierung von Kompetenzen entstehen nicht Habits, sondern vielmehr die Spielräume, in denen Tätigkeiten an Aufgaben und Zielen orientiert werden können.

5. *Situationen und Entscheidungen.* Angenommen, dass es zu den Aufgaben der Sekretärin gehört, dafür zu sorgen, dass stets genügend viele Briefumschläge vorhanden sind. Stellt sie dann eines Tages fest, dass der Vorrat fast aufgebraucht ist, wird sie sich vornehmen, neue Briefumschläge zu besorgen. Ich nehme an, dass sie weiß, wie man dies machen kann; in diesem Beispiel: in das nahegelegene Schreibwarengeschäft zu gehen und dort Briefumschläge zu kaufen. Also wird sie sich zu diesem Geschäft begeben, dort zu dem Regal gehen, in dem sich die Briefumschläge befinden, usw. Trifft die Sekretärin Entscheidungen, während sie diese Tätigkeiten ausführt? Vielleicht ja, vielleicht nein; es hängt auch von der Situation ab. Angenommen, sie steht vor dem Regal, in dem sich die Briefumschläge, aber auch noch andere Gegenstände befinden. Entscheidet sie sich dann dafür, die Briefumschläge und nicht irgendwelche anderen Gegenstände aus dem Regal zu nehmen? Vermutlich nicht, denn sie ist ja in das Geschäft gekommen, um sich Briefumschläge zu besorgen.

An dieser Stelle sollte allerdings präzisiert werden, was es bedeutet, eine Entscheidung zu treffen. Sicherlich kann man sagen, die Sekretärin hätte auch irgendeinen anderen Gegenstand aus dem Regal nehmen können. Das gilt generell: Wenn ein Mensch in einer bestimmten Situation eine bestimmte Handlung ausführt, hätte er in dieser Situation auch etwas anderes tun können.⁵ Aber daraus folgt nicht, dass zwischen diesen vorstellbaren Alternativen (die aus einer Beobachterperspektive ausgedacht werden können) eine Entscheidung getroffen worden ist. Von einer Entscheidung sollte nur gesprochen werden, wenn tatsächlich mehrere Möglichkeiten in

⁵Zur Vermeidung von Missverständnissen sei angemerkt, dass es sich nicht um eine empirische Feststellung handelt, vielmehr um eine semantische Implikation des Begriffs einer Handlung.

Betracht gezogen worden sind. In unserem Beispiel: Wenn die Sekretärin feststellt, dass es in dem Regal nicht nur Briefumschläge sondern auch Büroklammern gibt, und wenn sie sich dann überlegt, ob sie die Briefumschläge oder die Büroklammern nehmen soll, dann könnte man sinnvoll davon sprechen, dass sie sich *in dieser Situation* dafür entschieden hat, die Briefumschläge – oder die Büroklammern – zu nehmen.⁶

Das ist zwar vorstellbar, aber ich möchte in diesem Beispiel annehmen, dass eine solche Entscheidung nicht stattgefunden hat, weil die Sekretärin bereits wusste, was sie einkaufen möchte. Aber daraus folgt nun wiederum auch nicht, dass keine Entscheidung stattgefunden hat. Denn die Sekretärin hat sich ja – zuvor – tatsächlich entschieden, Briefumschläge einzukaufen. Allerdings wurde diese Entscheidung nicht in der Situation getroffen, in der die Sekretärin vor dem Regal steht, sondern in einer ganz anderen: als sie sich noch in ihrem Büro befand.

Infolgedessen passt auch die Frame-Idee nicht, um den Vorgang angemessen zu beschreiben. Dieser Idee liegt die Vorstellung zugrunde, dass jeweils in der konkreten Situation, in der sich ein Mensch befindet, ein Frame aktiviert wird und die Ziele für die in dieser Situation auszuführenden Tätigkeiten festlegt.⁷ In unserem Beispiel würde daraus folgen, dass über die Ziele, die die Sekretärin verfolgt, erst entschieden wird, nachdem sie das Schreibwarengeschäft betreten hat. Erst dann – folgt man der Esserschen Frame-Idee – stellt sich das Gehirn der Sekretärin die Frage: „Was ist hier los? Was geht hier vor? In welchem „Film“ befinde ich gerade?“ (vgl.o.), und legt dann das „Oberziel“ für die im weiteren auszuführenden Tätigkeiten fest. Eine solche Betrachtungsweise könnte zwar aus der Sicht eines Marketing-Strategen sinnvoll sein, der Kunden zu spontanen Käufen motivieren möchte, aber sie liefert offenbar keinen angemessenen Zugang zu unserem Beispiel, in dem die Sekretärin schon weiß, was sie einkaufen möchte.

Natürlich ist es auch vorstellbar, dass sich in dem Regal keine Briefumschläge befinden, sondern nur Büroklammern und verschiedene Sorten von Schreibpapier. Was passiert dann? Folgt man Esser, muss das Gehirn der Sekretärin einen neuen Frame aktivieren und ein neues Oberziel festlegen. Aber in unserem Beispiel passt diese Vorstellung auch dann nicht. Die Sekretärin wird vermutlich nicht auf die Idee kommen, aus dem noch vorhandenen Angebot einen von ihr präferierten Gegenstand zu wählen (z.B. Büroklammern), sondern daran festhalten, dass sie Briefumschläge benötigt, und sich erkundigen, wann die Briefumschläge wieder vorhanden sein werden, oder in ein anderes Schreibwarengeschäft gehen.

⁶Sicherlich ist es möglich, den Entscheidungsbegriff auch anders zu verwenden, so dass Entscheidungen auch ohne vorgängige Reflexion von Alternativen stattfinden können; man vgl. etwa Daveney (1970: 88).

⁷Man vgl. das oben in Abschnitt 3 angeführte Zitat von Esser; ganz entsprechende Annahmen finden sich auch bei Kroneberg (2005: 346).

Man kann sich beliebig viele ähnliche Beispiele überlegen. Fast immer wird sich zeigen, dass die Vorstellung, dass erst in jeweils konkreten Situationen – sei es durch die Aktivierung eines Frames oder wie auch immer – die Ziele der in diesen Situationen vollzogenen Tätigkeiten festgelegt werden, kein richtiges Verständnis der Handlungsabläufe liefert. Zwar hängt es auch von der jeweils konkreten Situation ab, was wie getan wird; das wird ja durch unser Beispiel hinlänglich illustriert. Aber daraus folgt nicht, dass auch über die Ziele der Tätigkeiten situationsabhängig entschieden wird. In den meisten Fällen, in denen man überhaupt sinnvoll davon sprechen kann, dass mit Tätigkeiten Ziele verfolgt werden, entstehen diese Ziele nicht in denjenigen Situationen, in denen dann die Tätigkeiten vollzogen werden.

6. *Entscheidungen, Absichten und Pläne.* Entscheidungen treffen kann man als eine Form der Bildung von Absichten auffassen. G. H. von Wright hat das so ausgedrückt:

„Eine Entscheidung ist, so würde ich sagen, ein Aspekt des Prozesses, den man als *Entwicklung einer Absicht* bezeichnen könnte. [...] Wenn ich mich dazu entschieden habe, etwas zu tun, dann beabsichtige ich, es zu tun. Die Umkehrung gilt aber nicht notwendigerweise: Nicht zu allem, was ich zu tun beabsichtige, habe ich mich auch entschieden. Wer Entscheidungen erklärt, erklärt daher die Art und Weise, *wie* Absichten entstehen. Für diesen Prozeß sind *Abwägungen* charakteristisch.“ (von Wright 1978: 277)

Bezieht man sich auf Entscheidungsprozesse,⁸ kann man normalerweise folgende Aspekte unterscheiden:

- a) Das Ermitteln und Feststellen der Alternativen, zwischen denen eine Entscheidung zu treffen ist.
- b) Eine Bewertung der Alternativen, so dass sichtbar wird, was die relativ beste Alternative ist.
- c) Festlegung auf eine der zuvor überlegten Alternativen.

Wenn in Rational-Choice-Theorien von „Entscheidungen“ gesprochen wird, ist meistens nur Punkt (c) gemeint; Alternativen und ihre Bewertungen werden als gegeben vorausgesetzt. Infolgedessen setzt der theoretische Ansatz auch gar nicht voraus, dass die jeweils angenommenen Handlungsselektionen durch einen vorgängigen Entscheidungsprozess zustande gekommen sind; als theoretische Fiktion kann das RC-Schema deshalb *allen* Handlungsselektionen unterstellt werden.⁹

⁸Ich beziehe mich hier auf individuelle Entscheidungsprozesse; fast alle Bemerkungen können jedoch sinngemäß auf kollektive Entscheidungsprozesse übertragen werden.

⁹Die übliche Rhetorik, wonach ein Akteur sich Handlungsalternativen überlegt und die beste auswählt, ist in diesem theoretischen Ansatz nicht nur überflüssig, sondern – da sie sich eigentlich nur auf das Ermitteln und Bewerten der Alternativen beziehen kann – sinnlos.

Das mag für manche theoretischen Zwecke durchaus sinnvoll sein, macht aber zugleich deutlich, dass RC-Ansätze keinen relevanten Beitrag zur theoretische Durchdringung von Entscheidungsprozessen liefern können. Denn alle schwierigen Fragen betreffen (a) und (b): welche Alternativen überhaupt zur Verfügung stehen und wie sie zu beurteilen sind. Ein Entscheidungsprozess besteht im Wesentlichen darin, *diese* Fragen zu klären; und wenn es gelingt, sie zu klären, ist zugleich klar, welche Festlegung schließlich zu treffen ist.¹⁰

Das oft verwendete Wort ‘Auswahl’ (‘choice’) verschleiert nicht nur, dass es bei Entscheidungen meistens nicht darum geht, aus gegebenen Alternativen eine auszuwählen; es macht auch nicht deutlich, dass sich Entscheidungsprozesse auf ganz unterschiedliche Arten von Fragen beziehen können, insbesondere:

- a) Bei einem Entscheidungsprozess kann es darum gehen, ein Ziel festzulegen. Zum Beispiel kann man sich allein oder gemeinsam mit anderen ein Urlaubsziel überlegen.
- b) Ein Entscheidungsprozess kann sich auf die Frage beziehen, wie ein bereits bestehendes Ziel (am besten) erreicht werden kann.
- c) Ein Entscheidungsprozess kann sich mit der Frage beschäftigen, ob und ggf. wie eine bestimmte Verpflichtung übernommen werden soll.

Man erkennt, dass es bei Entscheidungen nicht immer darum geht, Absichten für bestimmte Handlungen zu fixieren. Im Fall (c) werden überhaupt keine Handlungsabsichten festgelegt, und in den beiden anderen Fällen geht es nicht unbedingt um bestimmte Handlungen. Zum Beispiel kann man sich entscheiden, die Wohnung zu renovieren, sich einen neuen Job zu suchen, Italienisch zu lernen. Offenbar entscheidet man sich in diesen Fällen für Ziele, nicht für bestimmte Tätigkeiten.

Wie von Wright in dem angeführten Zitat bemerkt, entstehen Absichten nicht immer durch einen vorgängigen Entscheidungsprozess. Absichten können spontan entstehen oder auch als (Neben-)Ergebnis eines Reflexionsprozesses, der sich nicht als ein Entscheidungsprozess (in dem Alternativen überlegt und bewertet werden) beschreiben lässt. Wichtig ist außerdem, dass absichtliches Handeln nicht unbedingt voraussetzt, dass *vorher* eine entsprechende Handlungsabsicht gebildet worden ist;¹¹ insbesondere muss eine absichtliche Handlung nicht aus mehreren Handlungsalternati-

¹⁰Natürlich ist es möglich und – insbesondere bei kollektiven Entscheidungsprozessen – oftmals der Fall, dass eine vollständige Klärung nicht gelingt; darauf bezieht sich der dezisionistische Entscheidungsbegriff: „Eine Entscheidung ist fällig, wenn es angesichts alternativer Möglichkeiten zu handeln gilt, ohne daß »entscheidende« Gründe für die eine Möglichkeit gegen die andere oder umgekehrt vorhanden sind oder zu beschaffen wären.“ (Lübbe 1965: 17)

¹¹Dies wird ausführlich von Searle (1987: 113ff.) diskutiert.

ven „ausgewählt“ worden sein.¹² Wenn zum Beispiel das Telefon klingelt und die Sekretärin daraufhin zum Hörer greift, tut sie dies absichtlich, jedoch ohne zuvor eine entsprechende Handlungsabsicht zu bilden oder eine Wahl getroffen zu haben.¹³

Diese Feststellungen sind nicht nur deshalb wichtig, weil sie der Auffassung widersprechen, „daß alles Handeln sich nach einem mehr [oder] minder expliziten »vorgedachten Plan« vollzieht“ (Schütz 1991: 77).¹⁴ Sie machen auch auf eine bemerkenswerte Ambivalenz bei der Bezugnahme auf Entscheidungen aufmerksam. Denn die meisten Handlungen, denen nicht unmittelbar eine Entscheidung zugrunde liegt, dienen Zielen, für die man sich zuvor entschieden hat, oder finden im Rahmen von Aufgaben statt, zu deren Übernahme man sich entschieden hat. Zum Beispiel hat sich die Sekretärin nicht entschieden, die Briefumschläge aus dem Regal zu nehmen; gleichwohl dient aber diese Handlung einem Ziel, für das sie sich entschieden hat.

Dass eine Handlung einem Ziel dienen kann, setzt offenbar nicht voraus, dass sie in einem vorgängigen Plan explizit fixiert worden ist. In unserem Beispiel hat die Sekretärin den Einkauf der Briefumschläge (als einen in bestimmter Weise auszuführenden Handlungszusammenhang) überhaupt nicht geplant. Aber selbst wenn sie einige Details geplant hätte – beispielsweise beim Bahnhof vorbeizugehen, um dort eine Auskunft einzuholen –, hätte sie die meisten der erforderlichen Tätigkeiten vorab gar nicht planen können; denn *diejenigen* Tätigkeiten, die schließlich erforderlich gewesen sind, um ihr Ziel zu erreichen, hängen von Situationen ab, die in den jeweils handlungsrelevanten Details gar nicht genau antizipiert werden können.¹⁵

7. Relevanz von Handlungszusammenhängen. Die meisten Handlungen sind Elemente von situationübergreifenden Handlungszusammenhängen und gewinnen daraus ihren „Sinn“. Dies gilt insbesondere dann, wenn situationsübergreifende Ziele verfolgt werden (wie beispielsweise das Einkaufen von Briefumschlägen), die nur durch komplexe Handlungszusammenhänge – und oft auch nur unter Mitwirkung anderer Akteure – erreicht werden können. Die meisten Entscheidungsprozesse beziehen sich dementsprechend nicht auf einzelne Handlungen, sondern auf situationsübergreifende

¹²Evans (1954: 36ff.). Wie bereits bemerkt worden ist, kann natürlich ein RC-Schema gleichwohl als theoretische Fiktion unterstellt werden.

¹³Es kann hier offen bleiben, ob absichtliches Handeln auch ohne ein begleitendes Handlungsbewusstsein stattfinden kann, wie z.B. von Collins und Kusch (1998: 20) angenommen wird. Anhand von Beispielen wie Autofahren zeigen Bruun und Langlais (2003: 40), dass jedenfalls kein reflexives Bewusstsein erforderlich ist.

¹⁴Es ist bemerkenswert, dass Esser diesen Fehler in seiner Auseinandersetzung mit Schütz undiskutiert übernimmt (man vgl. Esser 1991: 20ff.).

¹⁵Es erscheint deshalb fragwürdig, Handlungspläne in Analogie zu Computerprogrammen aufzufassen, wie etwa von Miller u.a. (1960) vorgeschlagen wurde. Eine ausführliche Kritik findet man bei Suchman (1987).

Ziele.

In den Modellen von Esser und Kroneberg wird stattdessen von einer einfachen Unterscheidung zwischen Handlungen, die durch eine reflektierte Entscheidung zustande kommen, und Handlungen, die automatisch-spontan vollzogen werden, ausgegangen. Dem entsprechen zwei „Modi der Informationsverarbeitung“, die von Kroneberg (2005: 347) folgendermaßen erläutert werden:

„Dabei wird vereinfachend nur zwischen einem automatisch-spontanen (as-) Modus und einem reflexiv-kalkulierenden (rc-) Modus der Selektion unterschieden. Diese bilden die Endpunkte eines Kontinuums verschiedener Heuristiken, das angibt, wie elaboriert die Informationsverarbeitung in der aktuellen Situation ist (Esser 2001: 266). Im rc-Modus trifft der Akteur eine bewusste Entscheidung unter systematischer Berücksichtigung der vorliegenden Informationen und der zu erwartenden Folgen. Im as-Modus erfolgt die Selektion hingegen unhinterfragt auf der Basis der unmittelbaren Situationswahrnehmung und mentaler Modelle.“

Wollte man dieser Unterscheidung folgen, müsste man wohl sagen, dass die meisten menschlichen Tätigkeiten im as-Modus stattfinden, da sie nicht das Ergebnis einer „reflexiv-kalkulierenden Selektion“ sind. Aber dass infolgedessen diese Tätigkeiten nur durch die aktuelle Situationswahrnehmung bedingt werden, ist offenkundig falsch. Was zum Beispiel die Sekretärin tut, wenn sie vor dem Regal steht, hängt keineswegs nur von ihrer aktuellen Situationswahrnehmung ab; um zu verstehen, dass sie nicht achtlos am Regal vorübergeht, sondern die Briefumschläge (und nicht die Büroklammern) nimmt, muss man sich auf eine Absicht beziehen, die sie in einer ganz anderen Situation gebildet hat.

Die Möglichkeiten dafür, dass Handlungen einen „Sinn“ aus einem situationsübergreifenden Handlungszusammenhang gewinnen, sind allerdings vielfältig. Oft ist es möglich, den „Sinn“ einer Handlung darin zu sehen, dass sie Teil eines Handlungszusammenhangs ist, der einem vorab fixierten Ziel dient oder im Rahmen einer vorab übernommenen Aufgabe stattfindet. Aber der „Sinn“ von Handlungen lässt sich sicherlich nicht auf ein Mittel-Zweck-Verhältnis reduzieren.¹⁶

¹⁶Darauf hat N. Luhmann (1980: 38) hingewiesen: „Man muß bei der Analyse von Handlungssystemen deutlich unterscheiden zwischen dem *Rationalitätsschema von Zweck und Mittel* und dem *Zusammenhang oder der Interdependenz der einzelnen Handlungen*. Es ist, mit anderen Worten, nicht das Zweck/Mittel-Schema, das den Zusammenhang der Handlungen vermittelt (was ja heißen müßte: daß ohne Orientierung an Zweck und Mittel keine Interdependenz zwischen Handlungen möglich wäre). Daher ist es auch nicht das Zweck/Mittel-Schema, das den Sinn der Einzelhandlung letztlich bestimmt, oder verständlich macht, oder entscheidbar macht. Der Sinn des Handelns ergibt sich immer schon aus der Verweisung auf andere Handlungen oder auf sonstige Ereignisse; seien es Handlungen derselben Person oder Handlungen anderer Personen; seien es vorgegangene oder als Folgehandlungen erwartbare Handlungen. Es sind also zunächst Handlungszusammenhänge, die den Sinn der einzelnen Handlungen konstituieren, die ihn vereinzeln, die ihn zurechenbar machen; die erkennbar, erwartbar, forderbar machen, daß Handlung als Einzelereignis eingesetzt wird, das eine Differenz zwischen Vergangenheit und Zukunft einschließt und dadurch Zeit bewegt.“

8. *Zum Verständnis rationalen Handelns.* Die Einsicht, dass Handlungen ihren „Sinn“ aus einem situationsübergreifenden Handlungszusammenhang gewinnen, hat Konsequenzen für ein angemessenes Verständnis rationalen Handelns.¹⁷ Problematisch erscheint mir insbesondere die Vorstellung, dass man rationale und nicht-rationale Formen des Handelns danach unterscheiden könne, ob und wie die Handlungen vorab überlegt worden sind. Eine Variante dieser Vorstellung wird von Esser und Kroneberg vertreten, in einer Formulierung von Kroneberg (2005: 357):¹⁸

„Das entwickelte allgemeine Modell des Handelns integriert die rationale Wahl über den rc-Modus und betrachtet sie somit lediglich als *eine* mögliche Logik der Selektion. Ihr gegenübergestellt wird der as-Modus, über den sich nicht-rationale Formen des Handelns wie die unbedingte Befolgung einer sozialen Norm, das Festhalten an Routinen oder emotionale Reaktionen berücksichtigen lassen. Diese zeichnen sich gerade dadurch aus, dass Akteure *unhinterfragt* handeln und daher kurzfristig „blind“ für andere Alternativen oder Anreize sind.“

Aber kann man eine Handlung schon deshalb als nicht-rational bezeichnen, weil sie als eine Routinehandlung, ohne zuvor über sie nachzudenken, ausgeführt wird? Verhält sich zum Beispiel ein Autofahrer, der im as-Modus (d.h. ohne zuvor nachzudenken und insbesondere ohne vorgängigen Entscheidungsprozess) bei einer roten Ampel anhält, nicht-rational?

Fragen dieser Art geben Anlass, genauer zu überlegen, wie eine sinnvolle Definition „rationalen Handelns“ aussehen könnte. Folgende Formulierung liefert einen möglichen Ausgangspunkt: Eine Handlung ist rational, wenn sich ihre Ausführung begründen lässt. Indem man eine Handlung als rational bezeichnet, stellt man nicht eine ihrer Eigenschaften fest, sondern formuliert eine Beurteilung der Handlung im Hinblick auf Gründe, die für ihre Ausführung angegeben werden können. Solche Gründe müssen nicht vor der Ausführung der Handlung bedacht worden oder während ihrer Ausführung bewusst sein; es genügt, dass sie bei ihrer Beurteilung angegeben werden können. Gründe für (oder gegen) die Ausführung einer Handlung können allerdings nicht empirisch festgestellt werden, und sie können strittig sein. Infolgedessen können Menschen unterschiedliche Ansichten darüber haben, ob eine Handlung als rational oder nicht-rational zu beurteilen ist. Auch ist es möglich, dass sich eine Beurteilung im Laufe der Zeit (auch dadurch, dass oft erst hinterher deutlich wird, was man getan hat) verändert.

Folgt man dieser Definition rationalen Handelns, spielt es offenbar keine Rolle, ob eine Handlung aus alternativen Handlungsmöglichkeiten „ausgewählt“ worden ist. Es gibt auch keinen grundsätzlichen Gegensatz zwi-

¹⁷Natürlich kann man diese Frage auch ausblenden; so haben beispielsweise Diekmann und Voss (2004: 13) bemerkt, dass Rationalitätsdefinitionen für Rational-Choice-Ansätze irrelevant sind.

¹⁸In den Beiträgen Essers findet man ähnliche Hinweise und Andeutungen, so etwa bei Esser (2002: 33).

schen rationalem Handeln und einer Orientierung an Normen (wie man sich schon an dem Beispiel des Autofahrers überlegen kann, der bei der roten Ampel anhält); dabei wird allerdings vorausgesetzt, dass man Normen nicht als irgendwie hinter dem Rücken der Akteure wirkende „Ursachen“ ihres Verhaltens auffasst, sondern als reflektierbare Handlungsorientierungen.¹⁹ Und schließlich gibt es auch keinen begrifflichen Gegensatz zwischen rationalem Handeln und „emotionalen Reaktionen“.²⁰

¹⁹Jedenfalls sollten folgende Unterscheidungen getroffen werden:

- a) Man kann sich auf Normen beziehen, womit insoweit normative Aussagen gemeint sind, durch die zum Ausdruck gebracht wird, wie irgendetwas (insbesondere, aber nicht nur menschliches Handeln) unter bestimmten Bedingungen beschaffen sein soll.
- b) Man kann sich darauf beziehen, ob und ggf. wie für eine Norm ein Geltungsanspruch institutionalisiert ist.
- c) Man kann sich darauf beziehen, wie Menschen eine Norm beurteilen. Dazu gehört ggf. eine Ansicht darüber, wie man sich angesichts einer Norm, die sich auf das eigene Verhalten bezieht, verhalten sollte.
- d) Man kann sich darauf beziehen, wie sich Menschen angesichts von Normen, die ihr Verhalten betreffen, tatsächlich verhalten.

²⁰Auch rationales Handeln benötigt vielmehr, wie etwa von Damasio (1994) gezeigt worden ist, eine emotionale Fundierung.

Literatur

- Bruun, H., Langlais, R. 2003. On the Embodied Nature of Action. *Acta Sociologica* 46, 31–49.
- Collins, H., Kusch, M. 1998. *The Shape of Actions. What Humans and Machines Can Do*. Cambridge: MIT Press.
- Damasio, A. R. 1994. *Descartes' Error. Emotion, Reason, and the Human Brain*. New York: Putnam.
- Daveney, T. F. 1970. Choosing. In: M. Brand (ed.), *The Nature of Human Action*, 82–90. Glenview: Scott, Foresman and Company.
- Diekmann, A., Voss, T. (Hg.) 2004. *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften*. München: Oldenbourg.
- Durkheim, E. 1895. *Die Regeln der soziologischen Methode*. Hrsg. und eingeleitet von R. König. Frankfurt: Suhrkamp 1984.
- Esser, H. 1990. „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“. *Zeitschrift für Soziologie* 19, 231–247.
- Esser, H. 1991. Alltagshandeln und Verstehen. Zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und „Rational Choice“. Tübingen: Mohr.
- Esser, H. 1996. Die Definition der Situation. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48, 1–34.
- Esser, H. 2001. *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 6: Sinn und Kultur*. Frankfurt: Campus.
- Esser, H. 2002. In guten wie in schlechten Tagen? Das Framing der Ehe und das Risiko zur Scheidung, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 54: 27–63.
- Evans, J. L. 1954. Knowledge and Behavior. *Proceedings of the Aristotelian Society* 54, 27–48.
- Kroneberg, C. 2005. Die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure. *Zeitschrift für Soziologie* 34, 344–363.
- Lübbe, H. 1965. Zur Theorie der Entscheidung. In: Ders., *Theorie und Entscheidung. Studien zum Primat der praktischen Vernunft*, 7–31. Freiburg: Rombach 1971.
- Luhmann, N. 1980. Temporalstrukturen des Handlungssystems. In: W. Schluchter (Hg.), *Verhalten, Handeln und System. Talcott Parsons' Beitrag zur Entwicklung der Sozialwissenschaften*, 32–67. Frankfurt: Suhrkamp.
- Miller, G. A., Galanter, E., Pribram, K. H. 1960. *Plans and the Structure of Behavior*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Schütz, A. 1991. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. 5. Aufl. Frankfurt: Suhrkamp.
- Searle, J. R. 1987. *Intentionalität*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Suchman, L. A. 1987. *Plans and Situated Actions*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wright, G. H. v. 1978. Er widerungen. In: K. O. Apel, J. Manninen, R. Tuomela (Hg.), *Neue Versuche über Erklären und Verstehen*, 264–302. Frankfurt: Suhrkamp.